



Unterhaltungsblatt

Illustriertes

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, S. m. b. H., Chorn.

1901. * № 16.

Ums Geld.

Roman von Gustav Johannes Krauß.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Warum hab' ich all die schönen Sachen nit?“ fragte Eva ihre Schwester.

„Weil . . . weil . . .“

„Weil ich's nit g'erbt hab', Fanny, darum. Weil ich die Tochter von ein' klein' Beamten bin.“

„Kleiner Beamter? Der Vater is Bureau- chef bei der Concordia.“

„Jawohl, Bureauchef is er freilich. Wie lang is er jetzt bei der G'sellschaft? Zwanzig Jahr. Und was hat er im Jahr? Zweitausend Gulden und zweihundert Weihnachtsgeld. Der Direktor von der Gesellschaft ist heute auch im Prater g'wesen. Natürlich im Wagen. Der Vater hat ihn uns 'zeigt. Da, der ist keine dreißig Jahr alt, an'zogen is er g'wesen wie ein Zirkusaff', und akkurat so ein G'sicht hat er auch g'habt . . . 's richtige, blöde Gigerl. Der hat das nit im Kopf, was der Vater im klein' Finger hat. Desweg'n fährt er doch im Unnummerierten. Warum? Er hat's halt g'erbt, das is der ganze Witz!“

„Hast ja recht, Eva, aber was nußt das? Wir sind halt nit aus dem Kreis, in dem sich das Geld und 's Ansehn forterbt vom Vater auf die Kinder und Kindeskinde. Wo der Mensch geboren is, das macht's aus. Er kann sich ja weiter hinaufarbeiten, wenn er g'scheit und fleißig und brav is, und er kann herunterkommen, wenn er 's Gegenteil ist. Aber auf den Punkt, von dem er aus'gangen is, kommt's doch immer an. Stark drunter herunterkommen kann eins eher, stark drüber hinauf fast gar nicht.“

„Das kommt drauf an,“ erwiderte Eva, deren Augen weit geöffnet waren und einen seltsamen, fast kazenartigen Glanz hatten. „Ein Bub freilich ist schlecht dran. Eigentlich auch der nicht. Muß er denn da bleiben, wo sich die Leut' stoßen und drängen wie Sonntag abends auf der Pferdebahn? Er kann ja fortgehn. Nach Amerika, nach Afrika,

nach 'm Orient — irgendwohin, wo ein tüch- tiger Kerl sein Glück machen und weit über den Punkt hinauskommen kann, von dem aus er ang'fangen hat.“

„Ein Bub kann das alles. Aber ein Mädel? Ein Mädel kann das alles nicht.“

Langsam und nachdrücklich sagte Eva: „Ein Mädel braucht das alles nicht. Denn ihr Leben ist nur im Anfang dadurch bestimmt, was ihr Vater war. Später kommt's darauf an, wer der ist, der sie heiratet.“

Fanny fuhr zusammen, daß das wackelige Bett unter ihr krachte. „Everl — ums Him- mels-Heilands willen . . . was sind denn das für Reden? Fürchtest du dich denn nicht der Sünd'? In zwei Monaten sollst du Hochzeit machen, und ich glaub', wenn morgen einer

von den Millionären kommen thät', die du heut im Prater g'sehen hast, du ließeest den Franz laufen und nähmest den Reichen! Hast 'n denn gar nicht gern, den Franz?“

Die Stimme Fannys brach sich in einem entsehten Schluchzen.

Eva sah nachdenklich in die Flamme der Kerze. Langsam, unerschütterlich ruhig sagte sie: „Ob ich 'n Franz gern hab'? O ja. Ich hab' fein' blonden Schnurrbart gern, und seine hübschen blauen Augen, und sein schlanke Figürl, besonders auf 'n Ball, wenn er 'n Frack anhat, oder wenn er in Uniform geht. Wenn wir verheiratet sind, muß er immer die Uniform tragen. Und dann hab' ich's gern an ihm, daß er so närrisch verschossen ist in mich und wie ein Pudel springt, wenn ich was will, und daß er mich heiraten will, obwohl ihm die Hausherrn-Tini an'tragen worden ist mit ihre dreißigtausend Gulden Mitgift . . . ich hab'n gern, den Franz. Aber ich glaub', ich thät' ihm doch den Laufpaß geben, wenn der Millionär käm.“

Sie erschien der schauernden Schwester wie ein schöner Dämon, als sie so sprach.

„Das . . . das könntest du thun?“ stammelte Fanny nach einer schwülen Pause. „Wegen der paar seidenen Fäden. Meinst du, daß die glücklich machen?“

„Ob das Geld glücklich macht, fragst du mich, Fanny?“ wiederholte Eva, ihre ineinander verschränkten Hände betrachtend. „Giebt es denn überhaupt ein wirkliches Glück? Ich glaub' nicht dran. Und wenn's es giebt, so besteht's g'wiß nicht darin, daß eine einen Mann hat mit einem blonden Schnurrbart und blauen Augen, und sonst nichts von der ganzen lieben Welt. Wegen der Fäden thät' ich's nicht, aber wegen des andern, was dazu gehört. Weißt du denn, Fanny, was das heißt, sich solche Kleider kaufen können, wie ich sie heut g'ehn hab'? Das heißt kein Mensch mehr sein, sondern ein halber Herrgott auf Erden. Das heißt alles sehn können, was schön ist auf der Welt, und vor allem Häßlichen die Augen zudrücken



Der drohende Bergsturz bei Noiraigue (Traversthal): Profil der Roche Caillet mit den Bruchstellen (1, 2). [S. 124]

dürfen. Das heißt reifen, das heißt mit Leuten umgehen, die von was anderem zu reden wissen, als vom G'schäft und von der Wirtschaft, mit Gelehrten, mit Künstlern und so weiter. Und das heißt vor allem anderen mächtig sein, so mächtig, daß jeder sich Müß' giebt, gut Freund zu sein mit dir, und jeder Angst hat vor deiner Feindschaft. — Und in unseren Kleibern gehen, das heißt nichts haben von alledem, das heißt sein Lebtag unten bleiben müssen in der Niederung. Das heißt auch inwendig verkümmern und verkrüppeln, weil man vor lauter Sorg' um Essen und Trinken und Kleider und Zins zu gar keinem g'scheiten Gedanken mehr kommt. Das heißt so klein und jämmerlich sein, daß jeder sich die Schuh' an dir abpußt, daß deine Freundschaft nir gilt, und deine Feindschaft keinen schreckt. Im Gegenteil . . . lieber sind die Leut' Feind' mit so einem armseligen Schlucker als Freund'. Denn seine Freund' müssen immer in der Angst sein, er pumpt sie an, seine Feind' aber sind sicher davor. — Du, Fanny, was glaubst, wie lang müßt' ein blonder Schnurrbart sein, daß er einem alles das ersetzen könnt'?"

„Und wo bleibt die Liebe?“ fragte Fanny tonlos.

„Die Liebe?“ antwortete Eva. „An die glaub' ich auch nit. Wenigstens nit daran, daß sie so glücklich machen kann, wie's in den Gedichtenbücheln steht. Im Anfang vielleicht. Aber dann den' an deine Freundin, die Grinzinger. Die waren doch so verliebt ineinander, sie und ihr Ferdinand, daß sie sich vergift' hab'n miteinander, weil die Eltern dagegen waren. Mit Rot und Müß' find's davon kommen, daß sie nicht haben ins Gras beißen müssen. Jetzt sind s' zwei Jahr verheiratet, und wo is die große Lieb'? Die Frau sitzt mit 'm Kinderl z' Haus, und der Mann rennt ins Wirtshaus, und wenn er nach Haus kommt, streiten s', daß man's in der ganzen Gassen hört. Die vergiften sich vielleicht noch einmal, aber vor Jammer, daß sie nicht mehr auseinander können.“

Entrüstet antwortete die Schwester: „Weißt du, was du bist, Eva? Ein schlechtes Mädel bist du. Ich kann nicht so reden wie du und kann dich nicht widerlegen. Aber ich weiß, daß nur ein herzloser Mensch so denken und reden kann. Und . . . und das allerschlechteste ist, daß du . . . daß du mit solchen Gedanken in dir dem armen Menschen freundliche Augen machst. Sein Leben möcht' er geben für dich, der Franz, und du —“

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und begann aufgeregt zu schluchzen.

Eva sah gedankenvoll auf die Weinende. Dann drehte sie sich um, legte sich in ihr Bett. Eine Weile lag sie still, dann löschte sie das Licht aus, das sie auf den Stuhl neben ihrem Lager gesetzt hatte.

„Du, Fanny,“ sagte sie durch das Dunkel, „wenn dir am Schicksal meines Bräutigams so viel liegt, so müßt du halt recht fleißig beten, daß der Millionär bald kommt. Bist ja so fromm — vielleicht hört der liebe Gott auf dich! Dann ist der Franz die schreckliche Gefahr, mich zu kriegen, los. Obwohl ihm selber das gar nicht so schrecklich zu sein scheint.“

In empörtem Tone klang es zurück: „Er kommt aber nicht, der Millionär. Geld geht wieder nach Geld und nicht nach einem glatten G'sichtel. Wenn du aber Ehr' im Leib hast, so müßt du dem Neumeier sagen, wie dir's ums Herz ist, auch ohne daß der reiche Mann kommt. Und wenn du's nicht thust, so . . . so . . . bei Gott, so sag' ich's ihm!“

„So!“ gab Eva gedehnt zurück. „Bist mir ja eine recht liebe Schwester, du! Ein Glück, daß mein Franzl!“ — sie betonte das mein — „auf mich mehr hört als auf dich. Und ich

würd' ihm dann sagen, daß du mich bloß an-schwärzen willst bei ihm, weil du ihn selber gern hätt'st. Daß du im Schlaf immer mit ihm red'st und ihm die allerschönsten Namen giebst.“

„Eva!!!“

Der Aufschrei gellte so schmerzschallig, daß das Kind in seinem Bettchen unruhig wurde.

Eva murrte mißmutig: „Was schreist denn so verrückt? Wenn die Kathi erst munter wird, kann man wieder eine Stund' lang kein Aug' zumachen. Und jetzt laß mich in Ruh'. Ich will schlafen.“

Fanny antwortete nichts mehr. Nur ab und zu drang ein dumpfer, halb erstickter Ton von ihr zu Eva hinüber, der verriet, daß die Gefränkte bitter in ihre Kissen weine.

In Eva regte sich das Mitleid. Sollte sie nicht zu ihr hinüberschlüpfen, wie oft schon, und ihr gute Worte geben? Aber wer hatte Fanny auch geheißt, sich so gegen die eigene Schwester zu stellen — ihr sogar zu drohen? Nein, sie hatte nur in der Notwehr gehandelt. Sie brauchte nicht um Verzeihung zu bitten.

Als sie dies mit sich ins reine gebracht



Benjamin Harrison,
Präsident der
Vereinigten Staaten von Nordamerika †. (S. 124)

hatte, legte sie sich aufs Ohr und schlief bald den festen, tiefen, ruhigen Schlaf, der der Schlaf der Gerechten heißt und in Wahrheit der Schlaf der guten ungestörten Verdauung ist.

3.

Am anderen Tag gingen die Schwestern einander aus dem Wege, soweit das in der kleinen Wohnung möglich war. Fanny war sehr blaß und hatte dunkle Ringe um die Augen. Das wurde aber wenig beachtet, denn jeder hatte mit sich selbst zu thun. Der Vater mußte frühzeitig auf das Bureau der Versicherungsgesellschaft, bei der er angestellt war, der Studiosus Karl auf die technische Hochschule. Nur die Mutter bemerkte das üble Aussehen ihrer Aeltesten und fragte besorgt, was ihr fehle. Fanny sagte, ihre gewöhnlichen Kopfschmerzen hätten sie die Nacht schlecht schlafen lassen, und Frau Rauscher gab sich mit dieser Auskunft zufrieden.

So konnte denn Fanny ungestört ihrer groben Hausarbeit — Rauschers hielten kein Dienstmädchen — und trüben Gedanken nachgehen. Diese Gedanken drehten sich um Eva. Wer konnte ahnen, welche Abgründe dieses verführerisch schöne, über alle Maßen liebliche Geschöpf in sich verbarg. Wenn man sie so sitzen sah, über eine Näharbeit gebeugt, und sie dazwischen mit der kleinen Kathi plaudern hörte, die nirgends so gern spielte, als zu den Füßen ihrer „hönen Evi“ — hätte sie nicht jeder

für das Urbild inniger und sinniger Weiblichkeit halten müssen? Und doch hatte sie kein Herz für die kleine Schwester, die so sehr an ihr hing, und der Mann, mit dessen Namen die Ausstattung, an der sie nähte, gezeichnet war, konnte am Tage vor der Hochzeit noch den Laufpaß von ihr erhalten, wenn nur ein reicherer kam. Er aber —

Fanny rieb an dem Holzgefäß, das sie gerade putzte, als wolle sie seine dicken Wände durchscheuern. Nicht bloß das Geld war ungerecht verteilt auf Erden, sondern auch die Liebe. Jene war eben schön. Sie dagegen . . . Seufzend richtete sie sich auf und blickte, die von Spülwasser triefenden Hände weit von sich abstreckend, um ihr Hauskleid nicht zu beschmutzen, in den kleinen Spiegel an der Küchenwand. Er zeigte ihr kein erfreuliches Bild. Das Gesicht, das ihr da entgegensah, war ja im ganzen dem der schönen Eva sehr ähnlich. Aber die Blattern hatten es entstellt. Und das war der Fluch ihres Lebens. Darum zogen Vater und Bruder die jüngere ihr vor, darum fand die Mutter es selbstverständlich, daß Fanny die grobe Hausarbeit that, Eva aber die leichtere, darum hing das Nesthäkchen des Hauses mit Begeisterung an Eva, die sich nur dann mit ihr abgab, wenn sie gerade in der Laune war, darum —

Fanny errötete vor ihren eigenen Gedanken, und eine große Thräne fiel von ihrem Auge in das Spülfaß. Hatte sie Neumeier nicht zuerst kennen gelernt, jetzt gerade vor einem Jahre? Sie war von einer befreundeten Familie auf das Kränzchen der „geselligen Ritter“ mitgenommen worden, sie allein, ohne Eva, die einer geschwellenen Dacke wegen hatte zu Hause bleiben müssen. Dort war ihr der Herr Franz Neumeier vorgestellt worden. Ihr liebehungriges Herz war dem etwas schüchternen Manne, dem die Herzensgüte im Gesicht geschrieben stand, auf den ersten Blick entgegengesprochen. Und auch sie schien ihm sympathisch zu sein, viermal tanzte er mit ihr an diesem Abend, und schon nach dem ersten Tanze plauderten sie miteinander wie alte Bekannte, fast wie gute Freunde.

Sie war nach Hause gekommen wie bezaubert. Die ganze Welt schien ihr verändert, größer, lieblicher, besser. Die Zukunft, die bisher wie ein trübeliges graues Nebelmeer vor ihr gelegen, schien ihr nun von goldenen Flammen durchleuchtet, als wäre hinter diesen Nebeln eine Sonne aufgegangen in aller Morgenherrlichkeit.

In den auf jenes Kränzchen folgenden Wochen waren sie sich ein paarmal auf der Straße begegnet, ohne Verabredung, und doch nicht ganz zufällig. Er hatte sie eine Strecke Weges begleitet und von diesem und jenem mit ihr geredet. Es waren die unverfänglichsten Dinge von der Welt, von denen sie sprachen, und doch klang und sang allerlei Unausgesprochenes, vielleicht kaum klar Gedachtes in diesen Gesprächen mit.

Und dann war's aus. Die „geselligen Ritter“ gaben ein Sommerfest in Hütteldorf. Sie wußte, daß er dort sein würde, denn er hatte sie gefragt, ob sie käme. Diesmal aber hatte Eva keine Zahnschmerzen. Sie kam mit. Und sowie Fanny die beiden einander gegenüberstehen sah, welkten alle Blütenessäume in ihrem Herzen. Die Welt war wieder eng und alltäglich wie je zuvor, die Zukunft von grauen, träge wallenden Nebelschleiern verhüllt, hinter denen keine Sonne stand. Sie hatte ihn verloren.

Sie wehrte sich nicht gegen ihr Schicksal, sie trauerte nicht einmal so eigentlich darüber. Eine dumpfe, stumpfe Ergebung war alles, was sie fühlte. Es hatte ja nicht anders kommen können. Bei Eva fand er ja alles, was

ihm an Fanny anziehend erschienen war, und einiges mehr. Vor allem aber einiges weniger. Die Spuren der verwüsten Krankheit fand er nicht an ihr, und nicht den leichten Anhauch altjüngferlicher Verbitterung, den Fanny auf ihrem eigenen Wesen liegen fühlte. Was bei anderen erst die Jahre bewirken, hatte bei ihr ein trauriges, freudeleeres Leben begonnen.

Wenn er wenigstens glücklich werden könnte neben der anderen. Aber wo sollte das Glück herkommen, wenn die Braut noch in der Kirche, ehe sie an den Altar trat, die Blicke in die Kunde fandte, ob kein Reicherer, Glänzenderer da sei, den sie an die Stelle ihres Bräutigams setzen könnte. Wie ungerecht war die Liebe verteilt auf Erden!

Wieder fiel eine große Thräne in das Spülwasser.

„Jesses — Fannerl! Was ist dir denn? Zweie ist's, um halber Biere sollen wir essen, und du siehst beim Holzg'schirreiben und heulst ins Schaffel!“

Das Mädchen fuhr erschrocken auf und wäre sich fast mit dem Sandlappen, den sie in der Hand hatte, ins Gesicht gefahren, um die Thränen Spuren zu verwischen.

Frau Nauscher sah ihr ängstlich ins Gesicht. „Du bist krank, Kind!“

„Aber nein, Mutter. Mir ist nur im Kopf so dumm vom Nichtschlafen.“

„Nach 'm Essen legst dich dann auf eine Stund' hin, du armer Kerl. Und jetzt laß die dumme Reiberei. Das hast auch grad heut machen müssen, wo dir eh' schon nit gut ist. Nur ein bißel z'samm'räumen thu in der Kuchel. Ich muß zum Kochen schauen. G'schirr abwaschen werd' ich selber nach 'm Essen, damit du dich ausruhn kannst.“

Fanny that, wie ihr geheißten. Das Herz pochte ihr bis zum Halse hinauf dabei. Sie war doch zu gut, die Mutter. Die einzige, die ein Herz hatte für sie. Was sollte sie anfangen, wenn sie die nicht hätte?

Als sie fertig war, wollte sie hinter dem

Rücken der am Herde emsig beschäftigten Frau die Küche verlassen. Aber sie konnte nicht. Von rückwärts her fiel sie der Mutter um den Hals und brach an ihrer Schulter in trampfhaftes Schluchzen aus.

„Ja um Gottes willen, Fannerl — —!“ rief die tödlich Erschrockene und ließ den Holzlöffel fallen, mit dem sie in einer Pfanne ge-

dich, du sekanter Bissen!“ beteuerte die Mutter lächelnd. Dann fügte sie ernster hinzu: „Es ist nur wegen der Fanny. Die macht mir Sorgen. Spottschlecht schaut s' aus heut, und zuvor hat s' einen regelrechten Weinkrampf kriegt, kein Mensch weiß warum.“

Das war nun eine Sache, über die sich der Student den Kopf nicht weiter zerbrechen wollte.

„Ach was!“ meinte er resolut.

„Mädelummheiten! Die Weiber sind alle verrückt, solange sie jung sind. Erst wenn sie graue Haare kriegen und große Kinder haben, für die sie g'scheit sein müssen, dann werden sie vernünftig.“

Frau Nauscher blinzelte schalkhaft die Kotelette an, die sie eben im prasselnden Fett umwandte. „Mußt du aber gern mit verrückten Leuten umgehen, Karl! Viel lieber als mit g'scheiten. Wenigstens hat kein's von den Fräulein, denen du bis jetzt nachg'stiegen bist, graue Haar. Und die Rodler-Anna hat auch keine, sondern pechschwarze.“

Da wurde die Thür geräuschlos zugezogen. . . .

Bei Tische fehlte Fanny, zum großen Aerger des Vaters, dem es nicht recht schmeckte, wenn nicht alles versammelt war, wie es sich gehörte. Er brummte unzufrieden vor sich hin und sah die ihm gegenüber sitzende Eva dann plötzlich forschend an. „Habt gewiß wieder gestritten heut nacht?“

„Aber wo!“ antwortete die Tochter, den Löffel in die Suppe senkend. „Von der Nacht haben wir g'rebt, die das Geld denen verleiht, die's haben.“

„War auch nicht nötig,“ murkte Nauscher, der übel gelaunt war. Das Bier gestern Abend war ihm nicht bekommen, und im Bureau hatte es Aerger gegeben. „Da wird die halbe Nacht herum-

philosophiert, und den anderen Tag ist man krank.“

„Man?“ wiederholte Eva, die Augenbrauen zusammenziehend. „Ich bin frisch und gesund.“

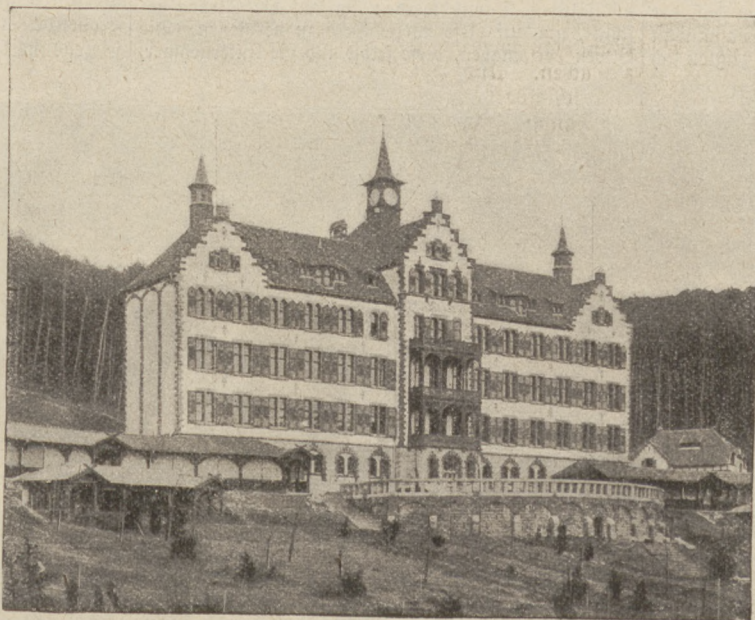
Die Mutter, die das Aus-

brechen eines Zankes fürchtete, begann rasch von etwas anderem zu reden. —

Als nach Tisch Franz kam, klagte ihm Eva ihr Leid, sowie sie mit ihm allein war.

„Es ist schrecklich mit der Fanny. Sie ist so empfindlich und nervös. Mein Gott, ich kann ja nichts dafür, daß sie die Blattern bekommen hat, trotz der Impfung. Ich leide mehr darunter, wie sie selber. Manchmal, wenn in einer Gesellschaft oder so sich die Herren immer nur mit mir befassen und über sie wegsehen, ist mir zu Mut, als thäte ich etwas Unrechtes. Und so gern ich dich hab', Franz — manchmal drückt's mich schwer genug, daß ich verlobt bin und sie noch nicht, obwohl sie die Ältere ist. Vielleicht bildet sie sich gar ein, ich hätt' dich ihr weggenommen, weil sie dich zuerst kennen gelernt hat.“

(Fortsetzung folgt.)



Die Lungenheilstalt „Ernst Ludwig Heim“ bei Sandbach im Odenwald. (S. 124)
Nach einer Photographie von Christian Herbst, Hofphotograph in Worms.

rührt hatte. Dann schlang sie beide Arme um den von heftigen Stößen erschütterten Leib der Tochter und preßte ihn an ihre Brust. „Was ist dir denn, Rinderl? Hat dir wer was 'than? — Bist krank? — Soll ich um den Doktor schicken?“

Fanny antwortete auf jede der Fragen nur durch ein heftiges Kopfschütteln. Sprechen konnte sie nicht. Frau Nauscher blickte eine Zeitlang fassungslos auf die Weinende herab, dann raffte sie sich auf und führte die Tochter hinüber in das Schlafzimmer der Mädchen.

Als Fanny auf ihrem Bette lag, einen Schluck Wasser getrunken und sich halbwegs beruhigt hatte, eilte die Mutter im Sturmschritt in die Küche zurück.

„Marianjoseph — halber Drei! — In einer Stund' kommt der Alte und von ein' Essen noch keine Spur!“

Sie begann hastig zu arbeiten. Aber während sie flink zwischen Töpfen und Pfannen hantierte, blickten ihre Augen kummervoll, und immer wieder schüttelte sie den grauen Kopf.

„Was sie nur hat, die Fanny? — Ja, ich sag's ja. Die Kinder, die Kinder! Es ist ein rechtes Kreuz!“

Da ging die Thür auf, und Karl, der eben heimgekommen war und das klagende Selbstgespräch der Mutter bis ins Vorzimmer gehört hatte, zeigte sein lachendes Gesicht.

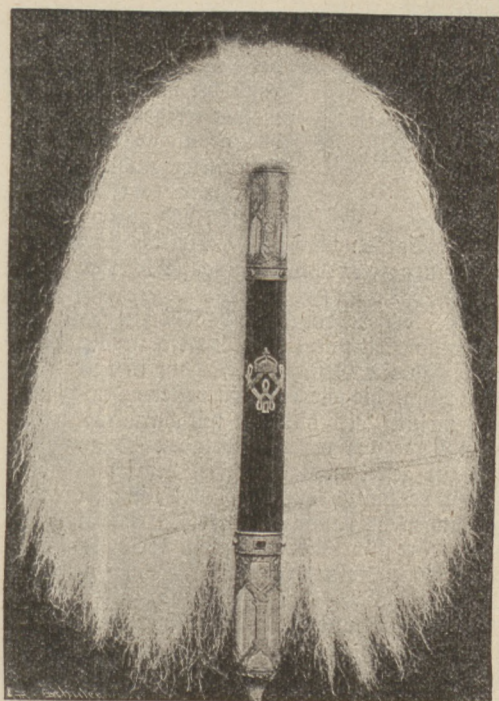
„Was hast du denn gegen deine Kinder, Mutter?“

Aus den Augen der alten Frau brach ein freudiges Licht, als sie ihren Abgott vor sich sah, ihren Stolz, den studierenden gelehrten Sohn.

„Hast schon rechten Hunger, armer Kerl? Schneid dir derweil ein Brot ab. Der Vater muß ja auch gleich kommen, und dann gehn wir essen. Ich hab' nur g'schwind was abbraten, weil's ein bißel spät worden is.“

„Mit 'm Hunger geht's noch, Mutterl. Aber was du gegen deine Kinder hast, möcht' ich wissen?“

„Aber nix, gar nix, am wenigsten gegen



Säpftlingsstab, ein Geschenk Kaiser Wilhelms II. für König Mataafa auf Samoa. (S. 124)

Illustrierte Rundschau.

Durch einen Bergsturz ist das Traversthal im Neuenburger Jura, besonders das Dorf Noiraigue an der Bahnlinie Neuenburg-Pontarlier, unterhalb der sogenannten Clusettestraße, bedroht. Es befinden sich dort große Zementwerke, deren Stollen allmählich den ganzen Berg (Roche Caillet), an dessen Fuß der Ort liegt, durchwühlt haben. Kürzlich vernahm man ein donnerartiges Geräusch im Berge, es zeigten sich große Risse und Spalten im Gestein, und mehrere Galerien und Ausgangsstollen stürzten ein. Die unterste Bruchstelle des Felsens (1) befindet sich etwa 15 Meter über dem Flußbette, die oberste (2) 300 Meter höher. Die in Bewegung geratene Masse besitzt eine Fläche von 30.000 Quadratmeter und eine Tiefe von 25 bis 30 Meter. Somit würde das Gestein, welches abzustürzen droht, etwa 600.000 bis 900.000 Kubikmeter umfassen und genügen, um das ganze Thal an jener Stelle 40 bis 50 Meter hoch zu bedecken. — In Indianapolis starb der frühere Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Benjamin Harrison, geboren am 20. August 1833 in North-Bend (Ohio). Er stieg sich 1854 in seiner Vaterstadt als Advokat nieder, machte den Bürgerkrieg mit und ward 1865 Brigadegeneral. 1888 wurde er als republikanischer Präsidentschaftskandidat aufgestellt und trat am 4. März 1889 sein Amt als dreißigundzwanzigster Präsident der Vereinigten Staaten an. 1892 abermals als republikanischer Kandidat aufgestellt, unterlag er seinem demokratischen Gegner Cleveland. Nach seinem Rücktritt widmete sich Harrison in Indianapolis wiederum der Advokatur. — Die hygienisch-

diätetische Behandlung Lungenkranker hat bisher die sichersten Erfolge erzielt; Erfahrungsmäßig ist voller Erfolg jedoch nicht in offenen Kurorten, sondern nur in geschlossenen Anstalten zu erreichen. Dringendes Bedürfnis ist daher die Vermehrung von Heilstätten für unermittelte und minderbemittelte Kranke, wie dies erfreulicherweise kürzlich wiederum durch die Eröffnung der Lungenheilstätte „Ernst Ludwig-Heim“ bei Sandbach im Odenwald geschah. — Dem von jeher deutschfreundlichen König Nataasa auf Samoa hat Kaiser Wilhelm II. als Zeichen seines Wohlwollens einen kostbaren, mit einem Kopfschweif versehenen Häuptlingsstab überreichen lassen. Der Bildhauer und Ziselleur Otto Rohloff, Lehrer am Berliner Kunstgewerbemuseum, hat ihn angefertigt; das Material des reichverzierten Stabes ist Ebenholz und getriebenes Silber. — Nachdem Lord Roberts die Annexion der Burenstaaten verkündet hatte, wurde der bisherige Gouverneur der Kapkolonie, Sir Alfred Milner, zum Gouverneur der Baal- und der Oranje-River-Kolonie unter Verleihung in seinem Amte als Oberkommissar von Britisch-Südafrika ernannt. Milner ist 1850 geboren als Sohn eines Deutschen, Karl Milner aus Neuf, der später Rektor des Engländer in der Tübingen Hochschule war. Sein Sohn wurde in England erzogen, studierte in Oxford und wählte daher die englische Nationalität. 1897 wurde er auf Chamberlains Empfehlung zum Gouverneur des Kaplandes und Oberkommissar von Südafrika ernannt.

Savoyardenknaben.

(Mit Bild.)

Die umherziehenden sogenannten Savoyardenknaben stammen meist aus der italienischen Provinz Lucca. Dort giebt es zahlreiche Unternehmer, welche diese Knaben anwerben und sie in ausländische Großstädte zu „Meistern“ senden, die sie bei sich aufnehmen, ihnen Kost und Unterkunft geben und sie mit Affen, Marmeltieren oder Musikinstrumenten ausstatten. Damit werden sie auf die Straße geschickt, um auf diese Weise Geld zu verdienen. Die Eltern der Knaben, diese selbst und die Unternehmer,

sein. Wie hatte ich mich auf diesen Tag gefreut! Allen Anzeichen nach hätte er einer der glücklichsten meines Lebens werden müssen. Man stelle sich nur vor: ein Ausflug zu Pferde an der Seite eines geliebten Wesens, das der Inbegriff aller Schönheit und Liebenswürdigkeit ist, und von dem man sich wiedergeliebt weiß!

Natürlich sollten noch verschiedene andere Personen an diesem Ausfluge teilnehmen, aber Liebende sind ja immer allein. Wie viele Gelegenheit gab es da nicht, sich mit einem Lächeln, mit einem heimlich getauchten Händedruck immer wieder von neuem ein süßes Geheimnis zu offenbaren! Dann — der Wald mit seiner jungen Frühlingspracht, die würzige Morgenluft, Vogelklang, der blaue Himmel — kann es für einen Verliebten etwas geben, das diesem Bilde gleicht?

Und jetzt?

Kein Ausflug, kein beglückendes Alleinsein, kein verstohlener Händedruck — nichts, gar nichts! Nur das Wetter, wie zum Hohne, noch schöner, als man es sich nur hätte wünschen können. Wenn es wenigstens geregnet hätte! Aber nein — keine Wolke war am Himmel zu sehen.

Während ich unter solchen Betrachtungen meine Toilette beendigte, klopfte es an meine Thür. Ich hielt in meiner Beschäftigung inne und horchte. Das war sicher mein Bäschen Lilly, die sich ängstigte, weil ich nicht zum Frühstück gekommen war. Richtig! Jetzt hörte ich einen unterdrückten Seufzer, und gleich darauf entfernten sich die Schritte wieder. Einen Augenblick war es mir, als ob ich sie zurückrufen sollte, aber der Trost behielt die Oberhand bei mir, ich hatte in meiner jetzigen Stimmung das grausame Bedürfnis, anderen wehzuthun. Ueberdies, war es etwa meine Schuld, daß sie sich meiner wegen Sorgen machte? Hatte ich sie um ihr Mitleid gebeten? Was ging sie überhaupt die ganze Sache an?

Bei dieser Frage, die das höchste Maß von Undankbarkeit und Ungerechtigkeit in sich schloß, regte sich ein Gefühl der Scham in mir. Die gute Lilly, die wie eine Schwester an mir hing, die meinen Liebesroman mit durchlebt hatte, vom Tage der ersten keimenden Neigung an bis zur gestrigen Katastrophe, der ich es überhaupt verdankte, daß der Onkel nicht seine Beziehungen mit mir abgebrochen hatte! Und das wäre für mich, der sein Geschäft später übernehmen sollte, ein harter Schlag gewesen. Und schließlich — gestern Abend, als ich nach Hause kam und ihr in meiner namenlosen Verzweiflung nur die Worte sagte: „Es ist alles aus zwischen Matilda und mir!“ — wie hatte sie mich da gebeten, keinen unüberlegten Schritt zu thun, und mich nicht von meiner heftigen Natur hinreißen zu lassen!



Savoyardenknaben. Nach einem Gemälde von G. Ruch.

wie die Meister erhalten einen bestimmten Anteil von dem, was die armen Kinder durch ihren Bettel erwerben. Unter obenstehendes Bild (nach einem Gemälde von G. Ruch) zeigt zwei von diesen braunen Burschen, die bei aller Armut und Entbehrung meist munter und zufrieden sind, mit ihren Meistern.

In Nacht und Dunkel.

Erzählung von A. Arenson.

1. (Nachdruck verboten.)

Ich war in der denkbar schlechtesten Stimmung. Die ganze Nacht hatte ich kein Auge geschlossen, und jetzt, da die Sonne hell zu mir ins Zimmer schien und unter meinem Fenster die sonntäglich geschmückten Bewohner der schönen kalifornischen Stadt Los Angeles in Scharen vorbeizogen, um den herrlichen Frühlingsstag in der freien Natur zu genießen, kam mir mein Elend erst recht zum Bewußt-

Humoristisches.

Wie Mister Blaker ein Schwein fing.



O weh! Jetzt ist mir das Schwein entkommen!



Sie, lieber Herr, könnten S' meinem Viecherl nit nachreiten?



Engländer: Ja werden ihn fangen!



Goddam!



Ja haben der Schwein!



Dank! Ihnen schön, Herr Engländer! Aber wo ist denn jetzt Ihr Esel?

Von den widerstrebendsten Empfindungen gequält, entschloß ich mich endlich, ins Wohnzimmer zu gehen. Der Onkel sah mich ziemlich verwundert an. „Du noch hier?“ fragte er. „Ich dachte, du wolltest heute einen Ausflug machen.“

Ich murmelte etwas von „nicht wohl sein“ und „lieber zu Hause bleiben“. Er legte die Zeitung auf den Tisch und sah mich prüfend an. „Nun,“ meinte er, „du siehst auch schlecht aus, gar nicht wie ein glücklicher Bräutigam. Mich geht die Geschichte ja gar nichts an, aber das sag' ich dir, ein gutes Ende nimmt's nicht.“

„Aber Alter!“ warf die Tante ein. „Du wolltest doch die Sache ruhen lassen.“

„Ach was,“ polterte der Oheim. „Wahrheit geht vor Höflichkeit.“

„Wenn es dir Vergnügen macht,“ brummte ich trozig, „nur los!“

„Vergnügen macht mir's nicht, aber meine Pflicht ist es, deshalb spreche ich. Du bist ein guter Kerl, im Geschäft tüchtig, aber ein großes Licht bist du nicht. So eine verzärtelte, überspannte, reiche Erbin ist nichts für dich. Ausfrau ist keine Hausfrau. Aber meinetwegen — jeder ist seines Glückes Schmied.“

Ich erhob mich; wenn der Onkel mit seinen Sprichwörtern anfang, war kein Auskommen mit ihm.

Mergerlich schritt ich meinem Zimmer zu, als Lilly mir eilig nachgelaufen kam. „Sei nicht böse!“ bat sie. „Du kennst ja den Vater. Komm, laß uns bei dem schönen Wetter nach dem Park gehen. Unterwegs erzählst du mir dann, was eigentlich vorgefallen ist.“

Was sollte ich thun? Zum Dank für all diese Güte auch noch unliebenswürdig sein? Ich ging also mit ihr fort und begann meinen Bericht. Ich erzählte ihr, daß ich schon seit mehreren Tagen in steter Aufregung gewesen sei. Meine Bitte, mit ihrer Mutter sprechen zu dürfen, hatte Matilda als verfrüht bezeichnet, und außerdem ließ sie sich in letzter Zeit von ihrem Vetter in auffälliger Weise den Hof machen. Dieser Vetter war mir überhaupt ein Dorn im Auge — ein eingebildeter, großthuerischer Patron, der immer mit seinen Heldenthaten prahlte und sich darin gefiel, die Deutschen und ihre Sitten lächerlich zu machen. Gestern Abend war ich nun wie gewöhnlich nach dem Hause Matildas gegangen, wo ich den unvermeidlichen Vetter antraf. Er las ihr einen Zeitungsartikel vor, der von einem Duell zwischen zwei Redakteuren handelte. Auf einmal wandte er sich spöttisch an mich und fragte: „Sie haben wohl noch nie einen Ehrenhandel gehabt?“

Nun bin ich allerdings im Prinzip gegen das Duell, und in meiner gereizten Stimmung erwiderte ich deshalb kurz: „Nein, ich werde auch nie einen sogenannten Ehrenhandel haben, weil ich es für blödsinnig halte, mich von irgend einem Laffen erst beleidigen und dann noch totschießen zu lassen.“

„Sie würden also die Beleidigung auf sich sitzen lassen?“ fragte Bill.

„Es giebt noch andere Mittel, um einen Beleidiger zu strafen.“

„Das Duell würden Sie aber unter allen Umständen ausschlagen?“

„Ja, natürlich!“

„Mut gehört allerdings dazu,“ meinte Bill mit einem nichtswürdigen Lächeln.

Jetzt hielt ich mich nicht mehr länger. „Wenn das eine Anspielung sein soll,“ rief ich, „so kann ich Ihnen darauf nur erwidern, daß ich auch ohne Duell schon Gelegenheit gehabt habe, meinen Mut zu bethätigen, wenn ich auch nicht wie andere fortwährend mit meinen Thaten prahle!“

„Sie sind ein unverschämter Gefelle,“ sagte

Bill mit empörender Ruhe, „ich würde Sie fordern, wenn Sie nicht eben erklärt hätten, daß Sie keine Herausforderung annehmen.“

Da hatte er mich richtig in der Falle. Nachdem er sich erst vorsichtig überzeugt hatte, daß er nichts zu befürchten habe, rückte er mit seiner brutalen Beleidigung heraus. Ich war außer mir. Vielleicht hätte ich seine Forderung nun doch angenommen, wenn nicht Matilda, als ob sie meine Gedanken errate, jetzt bemerkt hätte: sie wisse nicht, was eigentlich verächtlicher sei, ein Feigling oder ein Mann ohne Grundsätze. Ich fühlte den Boden unter mir wanken; mit Aufbietung aller Kräfte erhob ich mich und erklärte: es scheine mir, daß man es darauf abgesehen habe, mich zu beleidigen, und unter solchen Umständen hielt ich es für das beste, mich zurückzuziehen.

Damit war ich fortgegangen.

Lilly war meiner Erzählung mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt. Jetzt ließ sie ihrem Zorne freien Lauf.

„Empörend!“ rief sie. „Hast du ihm denn nicht gesagt, daß du erst vor einem Jahre bei dem Brande von Wilkens Haus mit eigener Lebensgefahr die alte Negerin gerettet hast? Und dann, damals in den Minen von Mohave, wo du ohne Besinnen in den eingestürzten Schacht hinuntergestiegen bist! Gehört dazu etwa kein Mut?“

Mir wurde ganz warm bei dieser Aufzählung meiner Heldenthaten.

„Ja,“ gab ich kleinlaut zu. „Wenn's drauf ankommt, bin ich immer wie auf den Mund geschlagen. Dein Vater hat ganz recht — ein großes Licht bin ich nicht.“

„Nein, nein, das kommt nur von deiner Bescheidenheit. Wenn man mich beleidigte, würde es dir sicher nicht an Worten fehlen, um mich zu verteidigen!“

„Nein, ganz gewiß nicht,“ versicherte ich aufrichtig. „Das sollte nur einmal jemand wagen!“

„Siehst du wohl?“ rief sie triumphierend. „Du weißt selbst gar nicht, was du für ein guter Kerl bist!“

Sie war einfach entzückend. Wie sie immer den Nagel auf den Kopf traf! Und dabei sah sie so lieb aus mit den vor Aufregung geröteten Wangen und den bligenden Augen — ich hätte sie umarmen mögen!

Auf einmal wurde sie nachdenklich. „Weißt du,“ sagte sie zögernd, „ich denke eben, daß es von Matilda eigentlich nicht hübsch war, dir nicht beizustehen, aber hinterher hat es ihr gewiß leid gethan,“ fügte sie schnell hinzu. „Wenn du wieder zu ihr gehst, wird sie dich sicher um Verzeihung bitten.“

„Du glaubst doch nicht etwa, daß ich ihr Haus wieder betrete, wenn sie nicht den ersten Schritt zur Versöhnung thut?“ rief ich aus. „Nein, sie hat mich zu tief gekränkt. Wie würdest du in solchem Falle zu mir gestanden haben! Und du bist doch nur eine Verwandte von mir. Stelle dir einmal vor, wir beide wären miteinander verlobt —“

Ich vollendete den Satz nicht. Lilly war über und über rot geworden und wendete sich von mir ab. Mir war so warm ums Herz, und doch hatte ich das Gefühl, etwas Ungesagtes gesagt zu haben — aber was denn eigentlich?

Nach einer Weile sagte Lilly unvermittelt: „Wir müssen wohl wieder nach Hause gehen, die Eltern wissen ja gar nicht, wo wir so lange bleiben.“ —

Am Nachmittage ging ich zu meinem Freunde John Steffens, dem Vorstande unseres Klubs, der jedenfalls die geeignete Persönlichkeit war, um mir in meiner Angelegenheit mit Bill Rat zu erteilen. „Das sieht ihm ähnlich,“ meinte er lachend, „wenn er nichts dabei wagt,

springt er sogar ins Wasser, um als ein Held zu gelten.“

„Was würdest du aber jetzt an meiner Stelle thun?“ fragte ich gespannt.

„Nichts,“ erwiderte er. „Bill wird sich hüten, mit jemand darüber zu reden; er weiß, daß man ihn kennt, und dir kann solcher Klatsch auch nicht angenehm sein, schon Lillys wegen nicht.“

„Weshalb Lillys wegen?“ fragte ich einigermaßen erstaunt.

„So thu doch nicht so harmlos!“ lachte John. „Wir wissen's ja doch schon alle, daß ihr so gut wie verlobt seid. Wahrhaftig, du hast mehr Glück als Verstand, nimm's mir nicht übel. So ein entzückendes Mädchen, und verliebt in dich bis über die Ohren! Junge, wenn ich solches Glück hätte!“

Ich war sprachlos. Also für Brautleute hielt man uns! Nun ja, das war am Ende begreiflich; wir verkehrten wie Bruder und Schwester miteinander, und die böse Welt deutete unsere Freundschaft eben auf ihre Art. Aber daß Lilly in mich verliebt sein sollte, das war denn doch zu toll. Ich denke, davon hätte ich als Hauptbeteiligter auch etwas merken müssen. Im übrigen konnte ich Steffens natürlich nur beistimmen. Ja, sogar seine Parallele zwischen meinem Glück und meinem Verstand verzieh ich ihm. Es war, nebenbei bemerkt, heute schon das zweite Mal, daß meine Intelligenz einer Kritik unterzogen wurde.

„Nun,“ unterbrach mich John in meinem Grübeln, „willst du die Sache in meine Hände legen? Ich glaube, daß ich sie zu deiner Zufriedenheit erledigen werde.“

Ich schlug freudig ein und verabschiedete mich. Unausgesetzt mußte ich an Lilly denken. Eigentlich war es auch sonderbar, daß ich mich nicht schon längst in sie verliebt hatte, um so mehr, als ich ihre vortrefflichen Eigenschaften noch weit besser kannte als all die anderen. Und hübsch war sie auch. Wenn sie mich ansah mit ihren dunklen, seelenvollen Augen, kam es stets wie ein heiliger Friede über mich — Steffens hatte ganz recht.

Durch das Geräusch zweier Vorüberreitenden wurde ich in meinen Betrachtungen gestört. Zu meinem Schrecken erkannte ich Matilda und Bill, die wahrscheinlich von ihrem Ausfluge zurückkehrten. Matilda schien mich gar nicht zu sehen und ritt vorüber, ohne von mir Notiz zu nehmen. Merkwürdigerweise ärgerte ich mich nicht einmal darüber. Und jetzt fiel es plötzlich wie Schuppen von meinen Augen. Ja, ich liebte Lilly, hatte sie eigentlich schon immer geliebt, nur daß es mir nicht zum Bewußtsein gekommen war! Und die Geschichte mit dieser Matilda — nun, das war eben ein dummer Streich, an dem Eitelkeit und Phantasterei mehr Anteil hatten als die Liebe.

2.

Die nächste Zeit brachte Gutes und Schlechtes. Das Gute bestand darin, daß Steffens wirklich Bill veranlaßte, seine Beleidigung zurückzunehmen. Dahingegen machte ich die Wahrnehmung, daß Lilly sich geistlich von mir zurückzog. Als ich ihr die Beilegung meines Streites mitteilte, war sie allerdings über die friedliche Lösung erfreut, aber das war auch alles. Und als ich mich endlich entschloß, ihr zu sagen, daß ich jetzt gar nicht mehr an Matilda denke, erwiderte sie nur, sie begreife es nicht, wie man so schnell seine Liebe verschmerzen könne.

„Das ist es ja gerade,“ rief ich aus, „ich habe sie ja gar nicht geliebt; mein Herz gehört schon seit langer Zeit einer anderen, freilich ohne daß ich mir selbst recht klar darüber war.“

Ob sie diese Anspielung nicht verstand?
„Die Männer sind doch recht unbeständig,“ war alles, was sie darauf sagte, und dann brach sie das Gespräch ab.

Von da an war ich wirklich unglücklich. Mir war zu Mute, als ob ich einen Schatz befehen und dessen Wert erst dann erkannt, als er für mich unwiederbringlich verloren war.

Ein Unglück kommt nie allein. Eines Tages sagte mir der Onkel: „Wir haben uns entschlossen, Lissy auf ein paar Monate nach San Francisco zu schicken. Sie gefällt mir schon seit langem nicht, und der Arzt meint, die Seelstut werde ihr gut thun.“

Das hatte noch gefehlt! Ein paar Monate von ihr getrennt, jetzt, wo mir ihre Gegenwart von Tag zu Tag unentbehrlicher wurde!

Einen schwachen Trost gewährte es mir, daß ich sie dorthin begleiten sollte; es war nämlich schon längst die Absicht des Onkels gewesen, mich auf ein paar Tage nach der Hafenstadt zu schicken, um eine geschäftliche Angelegenheit zu ordnen.

Zwei Tage später standen wir auf dem Bahnhofe, um unsere Reise anzutreten. Der Zug hatte sich fast ganz entleert, so daß wir uns in einem der großen Wagen ganz allein befanden. Das kam mir sehr gelegen, denn ich war fest entschlossen, ihr vor unserer Ankunft meine Liebe zu gestehen. Das Signal zur Abfahrt war schon gegeben, als im letzten Augenblick noch zwei Personen in größter Eile herbeistürzten, und gleich darauf stiegen — Matilda und Bill in unseren Wagen.

Ich war vernichtet. Die einzige, letzte Hoffnung war gescheitert. Was nützte es mir, daß die beiden uns nicht zu beachten schienen? Ich konnte doch Lissy nicht von meiner Liebe sprechen, während ich Matilda, den lebendigen Beweis meiner Unbeständigkeit, in unserer nächsten Nähe wußte!

Wie ein Schuljunge sah ich da; ich hatte nicht den Mut, auch nur das allgeringfügigste Gespräch zu beginnen. Endlich hielt ich es nicht mehr aus, ich wollte das Schicksal zwingen — ja oder nein, nur heraus aus dieser tödlichen Ungewißheit! Ich räusperte mich energisch und wollte gerade beginnen, als die Lokomotive einen höhnischen Pfiff ausstieß, und es plötzlich dunkel um uns her wurde; wir fuhren in den San Fernando-Tunnel. Dieser an sich so geringfügige Umstand brachte mich so aus der Fassung, daß es mit meinem heroischen Entschluß vorbei war.

Reisigniert senkte ich den Kopf auf die Brust — das Schicksal war Sieger geblieben.

Auf einmal sprangen wir alle gleichzeitig von unseren Sitzen empor. Was war das gewesen? Ein Ruck, ein Krach, der den ganzen Wagen erschütterte. Waren wir entgleist? — Nein, denn jetzt fuhr der Wagen wieder sanft und geräuschlos weiter, aber sehr langsam, wie es mir schien. Und richtig, nun stand er still! Ich sah zum Fenster hinaus, konnte aber keinen Gegenstand unterscheiden; wie aus weiter Ferne hörte ich das Stampfen der Lokomotive, das aber immer schwächer wurde und dann ganz aufhörte. Was bedeutete das alles?

In diesem Augenblick rief Bill, der sich ebenfalls zum Fenster hinausgebeugt hatte, mit dem Ausdruck tödlichen Schreckens: „Um Gottes willen, unser Wagen hat sich losgekoppelt! Der Zug ist fort!“

Einen Augenblick herrschte bei uns eine beispiellose Verwirrung. Matilda schrie laut auf, Bill schien völlig den Kopf verloren zu haben, und Lissy sah mich schreckensbleich mit ihren großen Augen lebend an, als ob ich es in der Macht hätte, sie zu retten.

Entschlossen ging ich auf Bill zu. „Fassen Sie sich,“ sagte ich, „vielleicht gelingt es uns,

aus dem Tunnel herauszukommen, ehe der nächste Zug einläuft. Haben Sie einen Fahrplan bei sich?“

Er hatte einen, und wir sahen nach. Es blieb uns nur noch eine halbe Stunde, dann mußte der Zug von Norden den Tunnel passieren. Ich überlegte. Die Länge des Tunnels betrug beinahe zweieinhalb Kilometer; nach meiner Schätzung konnten wir uns etwa in der Mitte befinden, wir hatten also mindestens ein Kilometer zu gehen. Ganz aussichtslos war unsere Lage demnach nicht. Aber bald sah ich, daß meine Hoffnung eine vergebliche gewesen sei. Ueberall war ein Geröll von zwischen den Schienen aufgeschütteten Steinen, so daß man nur mit der größten Vorsicht Schritt für Schritt sich weitertasten konnte; dabei eine Finsternis, sobald man aus dem Bereich des Wagens kam, wie ich sie nie zuvor für möglich gehalten hatte. Im übrigen verhielt sich alles so, wie es zu vermuten war. Unser Wagen, der letzte des Zuges, mußte sich durch irgend ein schadhafes Glied an der Verbindungskette losgelöst haben. Einsam stand er auf dem Schienenstrang, von Nacht und Schweigen umgeben. Während ich ratlos noch stehen blieb, stieß Lissy einen schwachen Schrei aus. Sie war ausgeglichen und hatte sich den Fuß verletzt. Auch Bill, der zuerst in kopfloser Angst fortgestürzt war, kam gleich darauf völlig gebrochen zurück und meinte mit schwacher Stimme, daß wir in einer halben Stunde nie den Ausgang gewinnen würden.

Was nun? Eine kurze Strecke dem Zug entgegengehen und dann schreien, damit er halte und uns mitnehme? Das wäre allerdings das einfachste gewesen, wenn nicht sämtliche Pacificbahnen nur ein Geleise hätten, oder doch wenigstens an der Seite des Schienenweges so viel Platz gewesen wäre, um den Zug vorbei zu lassen. Das war aber unglücklichlicherweise nicht der Fall; hart am Felsen führte der Strang vorbei, nur das Notwendigste war bei der schwierigen Anlage des Tunnels herausgesprengt worden. Jetzt blieb uns nur noch ein Weg zur Rettung: ich wußte, daß sich an verschiedenen Stellen Vertiefungen in der Wand des Tunnels befanden. Bei einer Reparatur des Bahnkörpers hatte ich früher einmal Arbeiter mit Hackeln in zwei dieser Nischen stehen sehen. Wenn es uns gelang, dieselben zu finden, waren wir außer Gefahr.

Langsam, mit der Hand an der Felsenmauer tastend, schritten wir alle vier dem gefährdeten Zuge entgegen. Ich stützte Lissy, die nur mit größter Mühe Schritt hielt; ihr Fuß schmerzte sie so heftig, daß sie mich mehrmals bat, sie ihrem Schicksale zu überlassen.

Die Zeit ging mit erschreckender Geschwindigkeit dahin; ich benutzte einen Augenblick des Ausruhens, um ein Streichholz zu entzünden und nach der Uhr zu sehen. Noch zehn Minuten! Aber gerade jetzt rief Matilda: „Gefunden! Hierher!“ fügte aber gleich darauf ziemlich mutlos hinzu: „Es ist nur Platz für zwei vorhanden.“

„Das macht nichts,“ erwiderte ich, „dicht daneben muß noch eine Nische sein; wir Männer können sie leicht erreichen.“ Damit wollte ich Lissy in Sicherheit bringen, aber ich fand den Raum besetzt. Bill hatte sich hineingedrängt und weigerte sich auf das entschiedenste, ihn zu verlassen.

„Mensch,“ schrie ich außer mir vor Wut, „das Mädchen kann keinen Schritt weiter, seien Sie keine Memme und folgen Sie mir!“

Auch Matilda empörte sich bei dieser Erbarmlichkeit. „Geh, Bill,“ herrschte sie ihn an; „wenn dir an meiner Achtung liegt, so gib den Platz frei.“

„Zum Teufel mit aller Achtung,“ rief Bill, „hier handelt es sich ums Leben! Wenn wir die Nische nicht finden, nützt mir weder Achtung noch Liebe — hier bin ich sicher, und hier bleibe ich!“

„Fritz,“ bat jetzt Lissy mit matter Stimme, „bringe dich in Sicherheit, ehe es zu spät ist, und laß mich hier, ich kann doch nicht weiter fort.“

„Dich soll ich hier einem gewissen Tode überlassen?“ rief ich leidenschaftlich. „Dich, Lissy, die ich mehr liebe als mein Leben?“

„Auch ich liebe dich, Fritz, und deshalb flehe ich dich an, rette dich!“

Bei diesem unerwarteten Geständnis fühlte ich mich von neuer Kraft erfüllt. Vielleicht war das Schicksal barmherzig, vielleicht hatte der Zug Verspätung.

Ein dumpfer Pfiff machte meiner letzten Hoffnung ein jähes Ende; aus der Nacht des Tunnels tauchten zwei feurige Punkte hervor. Es war zu spät.

Eine Sekunde war ich wie vom Schrecken gelähmt, dann stürzte ich auf Bill zu, riß ihn aus seinem Verstecke heraus und schob Lissy in die schützende Nische.

Ein Aufleuchten dicht vor meinen Augen, ein Knall, dann das klatschende Geräusch der einschlagenden Kugel, die dicht an meinem Kopfe vorbei gegen den Felsen gefahren war! Bei dem Blitze des abgeschossenen Revolvers sah ich Bill in meiner unmittelbaren Nähe. Ich warf mich auf ihn und entrang ihm die Waffe. Jetzt aber erhob sich ein Lärmen um uns her, daß ich ganz verwirrt aufblickte. Ein wildes Durcheinanderschreien, anhaltendes schrilles Pfeifen der Lokomotive, die Hilferufe der beiden Mädchen, das Kreischen des bremsenden Zuges — alles das, von dem unheimlichen Echo des Tunnels vervielfältigt, vereinigte sich nun zu einem sinnbetäubenden Lärm.

Die glühenden Augen der Maschine kamen mit erschreckender Geschwindigkeit näher und beleuchteten schon unsere Gruppe. Da, im letzten Augenblicke, blieb der Zug stehen.

Wir waren gerettet. Bills Schuß hatte die Aufmerksamkeit des Maschinisten erregt; es war ihm gelungen, den Zug zum Stillstehen zu bringen.

Ich trug Lissy in einen Wagen, dann half ich Matilda, die mir bewegt die Hand drückte, über die Steine hinweg und sah mich nach Bill um. Von mehreren Passagieren gestützt, humpelte dieser herein und setzte sich, ziemlich niedergeschlagen und beschämt, neben Matilda, die ihn aber keines Blickes würdigte.

Der Zug fuhr nach kurzem Aufenthalt wieder nach der nächsten Station zurück, da er wegen des auf den Schienen vor ihm stehenden Wagens nicht weiterfahren konnte. Ich telegraphierte den Eltern Lissys in Kürze das Vorgefallene und bereitete sie auf unsere Rückkehr vor. Lissy hatte sich, bis auf den kranken Fuß, bald gänzlich wieder erholt, und ein paar Stunden später fuhren wir, glücklich in unserer jungen Liebe, der Heimat zu, wo uns die beiden Alten unter Thränen der Rührung und der Freude ihren Segen zu unserem Herzensbunde gaben.

Etwas ein halbes Jahr später verlobte sich Matilda mit einem reichen Weinbergbesitzer in Los Angeles. Bill hatte sich seit unserer denkwürdigen Fahrt auf seine Farm in Newhall zurückgezogen und vermied es, nach Los Angeles zu kommen; er mochte wohl fühlen, daß er jeden Nimbus bei seiner schönen Base für immer eingebüßt hatte.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Frauen als Militärärzte. — In der englisch-indischen Armee haben wiederholt verkleidete Frauen als Militärärzte fungiert. So zum Beispiel der Militärarzt Maclob, der vor zwanzig Jahren in der indischen Armee diente und ein sehr geschickter und erfahrener Praktiker war. Seine Kollegen spotteten bisweilen über seine große Mäßigkeit, wofür er jedoch gewöhnlich nur ein Kapselzucken hatte. Als aber einmal ein junger Leutnant unvorsichtigerweise die

spöttische Bemerkung fallen ließ, Maclob führe die Lebensweise einer alten Jungfer, riß diesem plötzlich die Geduld; er versetzte dem Beleidiger eine derbe Ohrfeige, forderte ihn vor die Pistole und schoß ihn am folgenden Tage über den Haufen. Maclob erhielt infolgedessen seinen Abschied; er kehrte nach England zurück und ließ sich in der Nähe Londons nieder. Erst nach seinem Tode stellte es sich heraus, daß der tüchtige Chirurg eine Frau gewesen war und aus einer der ältesten Familien Englands stammte.

Eine merkwürdige Persönlichkeit war auch der

kürzlich verstorbene Militärarzt Barry, der wiederholt sogar an Schlachten thätigen Anteil genommen hatte, und von dem auch erst nach seinem Tode bekannt wurde, daß er eine Frau gewesen. [v. B.]

König und Biograph. — Als Heinrich IV. von Frankreich im Jahre 1580 seine ersten Thaten gegen die Ligue unternahm, ohne daß dieselben sonderlich von Erfolg gekrönt waren, ersuchte er seinen schon damals als Schriftsteller hervorragenden Günstling Theodor Agrippa d'Aubigné eine Geschichte dieses Krieges zu verfassen. Der sarkastische d'Aubigné, der wegen seines freimütigen



Im Inspektionsaal auf Ellis Island im Hafen von New York.

Spottes allgemein gefürchtet wurde, schwieg zu dem Ansinnen.

„Nun,“ sagte ungeduldig der König, „wann wollen Sie mit dem Buche anfangen?“

„Sire,“ erwiderte der Befragte, „fangen Sie nur erst an, etwas zu thun, so werde ich anfangen, zu schreiben.“ [J. W.]

Auf Ellis Island im Hafen von New York.

(Mit Abbildung.)

Während alle Kajütenpassagiere am Landungsplatz der Dampfer in New York aussteigen dürfen, bringt man die Zwischendeckspassagiere zunächst nach der im Hafen liegenden Ellis-Insel (Ellis Island), wo die amerikanische Einwanderungskommission ihren Sitz hat. Sie werden in den auf unserer Abbildung dargestellten Inspektionsaal geführt und müssen dort einzeln dem an einem Pulte sitzenden Beamten Namen, Stand, künftigen Wohnort und Höhe ihrer Barmittel angeben. Ganz Mittellose, mit ansteckenden Krankheiten Behaftete, Verbrecher und Geistesranke werden zurückgehalten und auf Kosten der Dampfergesellschaft, die sie herüberbrachte, wieder heimgeschickt. Den anderen aber erteilt man nach stattgehabter Inspektion Rat und Hilfe in allen Angelegenheiten unentgeltlich.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 17.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 15:
Besser auf Worte hören, als auf Schläge warten.

Rätsel.

Ich kenne eine deutsche Stadt,
Die wenig nur der Zeichen hat;
Streicht man nun deren zwei noch fort,
Entsteht sogleich ein neues Wort,
Das Liebeswerben kündest Glück,
Tönt's von der Maid verschämt zurück.

Auflösung folgt in Nr. 17.

Auflösungen von Nr. 15:

des Tier-Rätsels: Nachtigall:

HAUBENLERCHE
RABE
SPECHT
UHU
ROTKEHLCHEN
SINGDROSSEL
PAPAGEI
GOLDAMMER
STIEGLITZ
HÄNGLING

des Logogriffs: Weinteller, Weintenner.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.